

Nr. 41. **Bromberg, den 24. Februar** **1928.**

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(18. Fortsetzung.

Zwölftes Kapitel.

Im Sturm.

Der Tag brachte zwar Aufregungen, aber es geschah kein Unglück. Die Reisenden gingen vorsichtig vorwärts, auf der Hut gegen Angriffe aus dem Hinterhalt, und spähten nach Spuren jener Leute, welche in der Nacht die Signale abgefeuert hatten. Bis Mittag waren sie wieder im Bereich des ewigen Schnees und hatten sich gegen einen eisigen Wind zu jenem Steinhügel hinaufgekämpft, von dem die Gebetsfahnen wehten.

Auf dem Bergesgipfel angelangt, breitete sich eine schmale Ebene vor den Reisenden aus, in deren Mitte ein See schimmerte. Jenseits von der Ebene konnten sie eine neue Welt seltsamer, pyramidenartiger Berge sehen, hinter welcher man durch eine Kluft einen gewaltigen, kuppelförmigen Berg erblicken konnte, der im Sonnenschein funkelte. Nima-Tashi betrachtete prüfend die Gegend, und dann zeigte er auf eine Anzahl Punkte, die sich in der Richtung des Sees zu bewegen schienen.

„Wilde Yaks!" sagte er.

Er suchte noch immer die Ebene mit den Augen ab, konnte aber weiter nichts Bemerkenswertes sehen. Nach einer Weile ließ er die Blicke darüber hinausschweifen und streckte die Hand aus.

„Dort liegt unser Weg."

Der Berg, auf den er zeigte, war der letzte einer felsigen Bergkette, hinter welcher sich andere Berge erhoben, die im Sonnenschein und von dem erhöhten Platz aus, auf dem die Reisenden standen, einer stürmischen See glichen. Shervington starrte auf die Gegend, die Nima bezeichnet hatte, aber er konnte nichts sehen.

„Sind Sie sicher, Nima? Ich kann keinen Weg erkennen, der über die Berge führt. Dort gerade sieht der Berg wie eine Granitwand aus."

„Aber auf seinem Gipfel ist ein ‚Chhorten', mein Freund, die Grabstätte eines verstorbenen Heiligen."

Shervington sah wieder genau hin, und zwischen mehreren Felsenblöcken konnte er etwas erkennen, von dem ein einziger spitzer Turm in die Luft ragte. Er zweifelte nicht, daß der Tibetaner recht hatte, und bald darauf begannen sie den schmalen Zickzackpfad zu verfolgen, der nach der Ebene führte. Sie waren erst einige hundert Meter gegangen, als Nima, der neben dem führenden Yak einherging, plötzlich einen warnenden Ruf ausstieß und in derselben Sekunde sein Gewehr von der Schulter nahm und es schußbereit machte.

Shervington folgte rasch seinem Beispiel und sah sich dann nach der Ursache der Warnung Nimas um. Aber er konnte nichts sehen. Auf der Ebene unter ihnen war, die wilden Yaks ausgenommen, kein lebendes Wesen zu erkennen, und auf dem Bergesabhang, auf dem sie sich befanden, war außer ihrer Karawane weder Mensch noch Tier zu sehen.

Verwundert, denn Nima war kein Mann, der unnütz Warnungen erteilt, beschleunigte Nick seinen Schritt, um den Tibetaner einzuholen.

„Was —" begann er, aber Nima hieß ihn mit einer Geste schweigen und zeigte auf den Schnee vor ihnen. Bis jetzt waren von dem Steinhügel an keine Fußspuren zu entdecken gewesen, aber jetzt sahen sie deutlich die Spuren eines Maulesels und daneben die eines männlichen Fußes. Shervington starrte diese Doppelfährte mit ebenso großem Erstaunen an als Nima, dann, als er den Bergesabhang hinaufschaute, sah er das ausgetrocknete Bett eines Baches, das den beiden als Weg gedient hatte; denn die Fußspuren waren dort ebenso deutlich wie auf dem Pfade vor ihm.

Er machte Nima darauf aufmerksam, und dieser nickte erstaunt. Die Spuren waren vollkommen frisch; denn der Wind hatte fast gar keinen Schnee darübergeweht. Shervington starrte noch hin, als Janet Craydons Stimme ihn aus seinen Gedanken aufrüttelte.

„Was ist geschehen, Herr Shervington?"

Trotz des unzweifelhaften Ernstes der Lage versuchte er, sorglos zu erscheinen. „Geschehen? Nichts weiter, wir haben nur die Fußspuren des Herrn Freitag gefunden, aber weit und breit ist nichts von ihm selber zu sehen." Das junge Mädchen blickte erstaunt auf die Fußspuren.

„Er kann noch nicht sehr entfernt sein; denn er muß spätestens heute morgen hier gewesen sein", erklärte Shervington weiter. „Die Frage ist nur, wo ist er jetzt?" Wieder sah er sich in der menschenleeren Gegend um. In diesem Augenblick bemerkte Husky Craydon, der inzwischen hinzugekommen war:

„Vielleicht wartet der Kerl weiter unten, oder er lauert in der Ebene auf uns."

„Glauben Sie, daß der Mann, der diese Spuren hinterlassen hat, uns feindlich gesinnt ist?" fragte das junge Mädchen Shervington.

Da er sich plötzlich erinnerte, daß sie nichts von den Schüssen in der Nacht wußte, antwortete er ausweichend: „Fast jeder hier oben ist den Fremden feindlich gesinnt."

„Ja, das weiß ich. Aber liegt Grund zu besonderer Besorgnis vor?"

„Das nicht gerade. Wir zerbrechen uns nur den Kopf, warum der Kerl nicht den richtigen Pfad benutzt hat, anstatt diesen halsbrecherischen Weg zu gebrauchen, den der ausgetrocknete Bach bietet? Es sieht beinahe so aus, als ob er jemandem ausweichen wollte, der den gewöhnlichen Weg über den Bergkamm nimmt, und da wir uns nicht in einem zivilisierten Land befinden — —"

„Sie meinen also, er wollte uns ausweichen?"

„Ja, entweder das, oder einen Vorsprung gewinnen."

„Nun", unterbrach Craydon sie, „deswegen können wir aber doch nicht stehen, bis wir erfrieren, meine ich."

„Nein, das allerdings nicht", entgegnete Shervington kalt. „Aber wir wollen uns auch nicht der Gefahr aussetzen, an der nächsten Wendung des Weges wie Hasen erschossen zu werden." Er wandte sich Nima-Tashi zu, und die beiden berieten rasch. Dann ging Shervington mit vorgestrecktem Gewehr voran in den Fußspuren des Maulesels, und die anderen folgten ihm langsam.

Bei jeder Wendung des Weges und vor jedem größeren vorspringenden Felsen ging Nick vorsichtiger, aber es fiel ihm nichts Besorgniserregendes auf. Die Spuren setzten sich auf dem ganzen Bergesabhang fort, und als die kleine Reisegesellschaft gegen Abend die Vertiefung, die einer Hochebene glich, erreichte, waren die Fußtapfen noch immer zu sehen und schien in der Richtung des „Chhorten" weiterzugehen.

Nima-Tashi fuhr sich bei dieser Feststellung durch die Haare, dann sagte er zu Shervington: „Er wartet also nicht

auf uns. Vielleicht ist es nur ein Lama, der nach der Lamaserie am Dze-chu-Fluß pilgert."

„Das kann sein", stimmte Shervington zu, aber wegen der drei Schüsse in der vergangenen Nacht blieben sie weiter vorsichtig. Wieder wurde die ganze Nacht hindurch Wache gehalten, aber es ereignete sich nichts, und am nächsten Tag konnten sie auch, trotzdem sie sehr aufpaßten, keine Zeichen von dem einsamen Reisenden erblicken, dessen Fußspuren noch immer in der Richtung verliefen, die sie verfolgten. Drei Tage gingen sie in diesen endlosen Bergen. Der Weg führte manchmal empor, manchmal hinab, aber meistens stieg er an. Am vierten Tag sahen sie eine Wasserfläche in der Sonne funkeln.

„Der Dze-chu-Fluß!" rief Nima, „noch zwei Tage, und wir sind nicht mehr weit entfernt von der Lamaserie."

Aber es sollte anders kommen. Ehe der Tag zur Neige ging, änderte sich das Wetter. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken, und ein Sturmwind brauste durch den engen Paß und brachte starkes Schneetreiben mit sich. Da Nima-Tashi wußte, wie dringend nötig es sei, sofort ein Lager aufzuschlagen, suchte er nach einem geeigneten Platz, aber vergeblich. Die Gegend, durch die sie gingen, war so von Felsen zerklüftet, daß nicht ein Quadratmeter ebener Erde aufzufinden war. Außerdem nahm der Wind immer mehr an Heftigkeit zu. Doch schritt die kleine Gesellschaft tapfer weiter. Der Schnee wirbelte bereits in solchen Mengen um sie, daß er sie fast erstickte, und sie konnten keine Handbreit mehr vor sich sehen. Die Stimme des Tibetaners, der seine Anordnungen schrie, verlor sich fast im Getöse des Windes, und das Grunzen der mühsam vorwärtsschreitenden Yaks klang nicht lauter als ein Seufzen. Der treibende Schnee schlug den Reisenden wie Peitschenhiebe ins Gesicht, es war fast unmöglich, die Augen offen zu halten oder Atem zu holen. Doch mußten sie notgedrungen weiter. Der Pfad wurde immer schlechter und war immer schwerer zu erkennen, und das erhöhte noch das Gefährliche ihrer Lage; denn er führte auf einer Seite am Rande einer Schlucht vorbei. Auf der anderen Seite ragte eine hohe Felsenwand empor, deren Höhe nicht zu ermessen war, und einmal hörten sie nicht weit von ihnen einen gewaltigen Felsenblock abstürzen.

Es blieb aber den Reisenden nichts anderes übrig, als sich so gut es ging vorwärts zu kämpfen. Zuweilen wurden sie vom Wind gegen die Felsenwand geschleudert. Shervington stolperte immer weiter neben seinem Yak durch den tiefen Schnee, voller Sorge um die Sicherheit des jungen Mädchens vor ihm. Es war unmöglich, festzustellen, wie es ihr ging. Er war wie allein in einer tosenden, weißen Welt. Das Tageslicht, das schon durch den Schneesturm stark gedämpft war, schien jetzt vollends zu schwinden. Der Wind wurde immer heftiger, und der Schnee, jetzt zu festen Eisstücken gefroren, prasselte auf die Karawane herab. Shervington wußte, daß, sobald die Nacht anbrach, es unmöglich sein würde, weiterzugehen, wiederum konnten sie nicht stillstehen; denn das würde, wenn sie keinen Platz fänden, ihr Lager aufzuschlagen, den sicheren Tod durch Kälte bedeuten. Seine Besorgnis um Janet Craydon steigerte sich bei diesem Gedanken; denn er wußte, daß, wie tapfer sie auch sein mochte, sie diesem Sturm nicht lange würde standhalten können, sie würde — —

Sein Yak blieb so plötzlich stehen, daß er gegen die Felsenwand geschleudert wurde. Als er wieder auf den Füßen stand, schrie er das Tier an und versuchte, es durch Stöße vorwärtszutreiben; denn er wußte, daß diese sonst so geduldigen Tiere zu Zeiten störrischer werden können als Maulesel. Aber der Yak grunzte nur und rührte sich nicht. Da merkte Nick, daß das Tier mit der Schnauze im Schnee herumschnupperte, und als es den Kopf hob, bückte er sich, um nachzusehen, ob etwas im Wege läge. Da stand ihm das Herz einige Sekunden still.

Mitten auf dem Wege lag eine weibliche Gestalt, die schon halb mit Schnee bedeckt war. Er konnte nichts klar erkennen, aber sein Instinkt sagte ihm, daß es Janet war. Ehe er sich von seinem Schreck so weit erholt hatte, um zu rufen, richtete sich das junge Mädchen halb auf, fiel aber sofort auf die Hände in den Schnee zurück. Zwei Sekunden später hatte er sie aufgehoben und rief verzweifelt ihren Namen. Sie klammerte sich an ihn, halb betäubt vor Müdigkeit und Kälte. Er legte die Arme um sie und rief ihr ins Ohr:

„Sie müssen weitergehen! Hören Sie? Sie müssen in Bewegung bleiben, sonst erfrieren Sie!"

Er fühlte, wie sie versuchte, sich aufzuraffen und wußte, daß sie ihn verstanden hatte. Er ließ sie im Schutze der Felsenwand gehen und ging selbst an jener Seite, die jäh in eine Schlucht hinabfiel. Er legte den Arm um sie, um sie zu stützen. Um den Yak konnte er sich nicht kümmern, sondern mußte es dem Tier überlassen, ihm zu folgen, oder nicht. Mit Nicks Hilfe gelang es dem halb bewußtlosen jungen Mädchen, ein Stückchen weiterzustolpern. Manchmal mußte er sie über Hindernisse heben oder sie durch Schneehaufen schleifen, hin und wieder trug er sie fast. Irgendwie brachten sie es fertig, vorwärtszukommen, wenn auch sehr langsam, und entrannen so dem Tode.

Wie lange sie so weiterstolperten, wußte Nick nicht, aber die Minuten erschienen ihm wie Jahrhunderte und jeder Meter, den sie zurücklegten, eine Meile. Aber schließlich kam der Augenblick, wo dem jungen Mädchen die Kräfte versagten, sie strauchelte und stand dann still, vollkommen erschöpft. Er hielt sie in den Armen und rief fortwährend ihren Namen. Sie klammerte sich an ihn und drückte ihr Gesicht gegen seine Schafsfelljacke. Er sprach ihr fortwährend gut zu, um ihren Mut zu beleben, und er fühlte dann, wie sie den Kopf hob. In der Dunkelheit konnte er noch ihr weißes Gesicht erkennen.

„Ich — kann — nicht — —" stammelte sie schwach.

Er erriet die Worte mehr als er sie hörte, und dann bat er flehentlich:

„Sie müssen! Sie müssen, liebstes Kind!"

Bei dem Kosewort fühlte er, wie sie sich fester an ihn klammerte, und einem unbezähmbaren Impuls gehorchend, bückte er sich und küßte sie. Er spürte, wie sie den Kuß erwiderte, und eine wilde Freude erfüllte ihn. Wieder schrie er:

„Wir dürfen nicht stillstehen! Wir müssen in Bewegung bleiben, sonst erfrieren wir — —"

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie weitergehen, und er ließ einen Arm fallen und stützte sie mit dem anderen, gleichzeitig drängte er sie vorwärts. Nach einigen Schritten jedoch taumelte sie und blieb dann wie leblos an seinem Arm in einem Zustand völliger Erschöpfung hängen.

Er rief ihren Namen, schüttelte sie, hob ihren Kopf hoch, küßte sie stürmisch, aber sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Eine Sekunde oder zwei blieb er stehen, den Arm um das junge Mädchen gelegt, und eine wilde Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Dann fühlte er, wie ihn etwas von hinten berührte. Es war der Yak, der blind weitergestolpert war.

Nick nahm das junge Mädchen in die Arme, drückte sich gegen die Felsenwand, und als der Yak vorbeiging, warf er Janet über den Rücken des Tieres. Es blieb zuerst stehen, als ob es diese neue Bürde ablehnen wollte, aber nach vielem Zureden brachte Nick es dazu, weiterzugehen. Shervington ging nebenher und hielt das ohnmächtige junge Mädchen fest, damit sie nicht in den Schnee oder gar in die Schlucht hinabfiel.

Der Weg wurde immer steiler, der Schnee dichter und die Dunkelheit undurchdringlicher, und doch ging der Yak weiter, sein Instinkt schien ihn dazu zu treiben, den anderen nachzugehen. Einmal glaubte Nick durch das Getöse des Sturmes einen Ruf zu vernehmen, aber dann, als er nichts weiter hörte, dachte er, sich getäuscht zu haben. Bald darauf ging der Yak plötzlich schneller, so daß es Nick schwer wurde, Schritt zu halten. Auf einmal, nach einem weiteren steilen Anstieg des Weges, kamen sie wie durch ein Wunder auf eine verhältnismäßig ebene Stelle heraus. Der Yak ging mit erstaunlicher Schnelligkeit auf die anderen Yaks zu, die zusammengedrängt im Schnee standen.

Nima-Tashi schlug Nick auf die Schulter, und die kräftige Stimme des Tibetaners brüllte in sein Ohr:

„Das Mädchen, mein Freund, wo ist — —"

Der Wind, der heulend über die Ebene fegte, verschlang seine übrigen Worte, aber Shervington zeigte auf den Yak und hörte dann, wie Nima seinen Beifall schreiend kundgab. In der nächsten Sekunde taumelte jemand durch den Schnee auf Nick zu und rief:

„Meine Kusine? Ist sie verloren?"

„Nein!" brüllte Shervington zurück, „sie ist hier."

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Von Wolfgang Federau.

Ob ein Mensch gut ist oder schlecht, ob er Gold oder Platin birgt oder ein weniger edles Metall, das ergibt sich aus der Art, wie er auf jene Säure reagiert, die wir „Schicksal" nennen.

*

Es ist immer dieselbe Tragik und dieselbe Einsamkeit: ob ein Zwerg unter lauter Riesen l e b e n oder — ein Riese unter lauter Zwergen s t e r b e n muß.

*

Am Morgen seines Hochzeitstages komponierte Berlioz seinen „Gang zum Schafott". Es soll eins seiner besten Stücke sein!

Eine Nacht und ein Jahr.

Skizze von **Walter Anatole Persich.**

Der Schulmeister eines kleinen Dorfes, Hans Lohe, geht nachdenklich durch den Bois de Boulogne. Die Limousinen der Amerikaner treffen sich mit den Sport-cars der Engländer und den zierlichen Wagen der Französinnen.

Hans Lohe ist dem Expreßzug entstiegen, über Boulevards und Avenuen gelaufen, trunkenen Herzens und mit hungrigen Augen. — Zwei Nächte sind vergangen . . . In Berlin zählte man ihm wie einem Fürsten tausend Scheine auf den Tisch: den größten Lotteriegewinn. — Er hat Frau und Kinder vergessen. In dem alten Anzug kam er nach Paris, in diesem Anzug geht er hier in der Sonne des herrlichen Parks der großen Welt — lebt in einem Wunder und ist zugleich ein Krösus und ein Parvenu!

In den nächsten drei, vier Tagen folgt auch die äußere Wandlung des Dorfschullehrers zum Millionär: erste Schneider arbeiten in Nachtstunden Anzüge, die ersten Häuser des Faubourg liefern Wäsche — alles immer noch, gemessen an den Mitteln des Glücklichen, bescheiden und schlicht. Zwischen diesen Tagen werden die Nächte schon strahlender und heftiger gelebt, aber noch immer ohne Abenteuer. Mit der dem „großen" Leben gegenüber so zärtlichen Schüchternheit des Lehrers ergreift er Besitz von der neuen Welt.

Dann geschieht es. Durch die Ungewöhnlichkeit des Reichtums in den Händen dieses armen, immer noch so armen Menschen, muß es ihm ja endlich begegnen. Natürlich ist eine Frau das Werkzeug. Hans Lohe spielt gedankenvoll in einer Allee des Bois de Boulogne mit den filigranischen Schnörkeln im Sande, die eine pariserische Sonne umherstreut wie große Künstler ihre Werke. Sein Stock zeichnet nach, was die Blätter zu formen versuchen, das Entgleiten der Formen. Da kommt ein kleiner offener Rennwagen fernher gerast. Hinter der Führerscheibe rundet sich im Näherfahren das zarte Gesichtchen einer Frau — wie im Film, denkt der Schulmeister. Denn er hat zwei, drei Filme hier gesehen. Wie im Film folgt dem ersten Wagen ein zweiter, größerer. Die kleine Frau sieht den lässigen Herrn, der Wagen stoppt — die ganze bezwingende Anmut dieses fremden Wesens bestürmt Hans Lohe mit Worten. Viel versteht er nicht von diesem Wortschwall, aber den Brocken, die sein Gehör richtig vernommen, und den Gesten entnimmt er doch, wie man ihn um seinen Schutz bittet. Jetzt erwacht der Instinkt des Mannes — er reißt die Frau mit sich durch die Büsche, der Mann im Auto steht währenddessen erstaunt vor dem leeren Rennwagen. Schließlich kommt man zu einer zweiten Allee, und die Hand, die alle unsere Wege bestimmt, läßt auf dieser Straße eine leere Droschke heranrollen: „Zum Bahnhof!"

Schweigsam sitzen die zwei Menschen nebeneinander. Man steht schon vor den Fahrkartenschaltern, ohne noch zu wissen, was nun geschehen soll. Immer hübscher erscheint Hans Lohe diese Pariserin. Zum ersten Male in seinem Leben ist ein Wunder mitten in seine Arme hinein gelaufen, ein Wesen, wie er es bisher nur aus der Ferne in entsagendem Begehren bewunderte. Hans Lohe nennt das: Glück.

Als er die zierliche Frau neben sich ansieht, versucht sie zu lächeln. „Wollen wir Fahrkarten lösen?" — „Sie haben gesehen, daß ich Paris verlassen muß. Jener Mann bedroht mein Leben . . . Wohin? Ist mir gleichgültig."

Über dem Schalter rasen große Lettern einen Tanz der Freude: „Nizza". Hans Lohe löst zwei Karten, der Zug steht bereit. Eine halbe Stunde später rollen die Räder dem weißen Traum am Meer entgegen . . .

— — Zwei Menschen sehen von der Ballustrade auf das Meer hinaus. Lichter schwimmen vorüber, hinter den beiden verklingt die Melancholie des Tangos. Herren im Frack, Damen unter Umhängen eilen vorüber — zum Kasino. Hans Lohe streichelt den Arm seiner neuen Freundin.

„Monsieur — ich stehe tief in Ihrer Schuld. Auch Geld haben Sie geopfert — es mag für Sie nebensächlich sein, aber ich weiß als Pariserin, welches Recht das Geld dem Manne gibt. Ich will nie um Geld, ich will nach eigenem Wunsche gewähren oder versagen. Borgen Sie mir tausend Frank — ich will Ihnen alles zurückzahlen, wenn ich gewinne."

Jetzt tritt der Dorfschulmeister in das Leben aller Träume ein — verwirrt durch die etwas angestaubte Pracht des Spielsaales, bedrückt von der Feierlichkeit des hingerissenen Schweigens über den Tischen, ängstlich zusammenzuckend unter der monotonen Stimme des Croupiers.

Die Frau setzt den Schein — und verliert. Er, schweigend hinter ihr stehend, legt neue Scheine neben ihren Platz. Sie gewinnt einmal, zweimal, läßt den Einsatz stehen — und verliert auch das letzte Geld. Die Stunden zerrinnen wie Wellen unter dem Rechen des Croupiers — die Scheine schwinden immer mehr und mehr.

Eine Tausendmarknote kann noch in Coupons umgewandelt werden. Der Lehrer nimmt den Platz der schönen Frau ein. Er setzt die Hälfte seines Reichtums — gewinnt, läßt stehen, gewinnt, verschiebt den ganzen Einsatz um ein Feld, gewinnt. Der nächste Augenblick läßt den Gewinn verschwinden. Schon hat er den Rest in der Hand — ein Zittern ergreift seinen Körper wie mit eisigen Händen, irgendwo weint sein Kind, er hört das Geräusch der vielen Stimmen am Morgen vor dem Schulhause, bevor er die Tür öffnet — und jetzt liegt der letzte Teil des Lotteriegewinnes vor ihm.

Die Kugel will nicht zur Ruhe kommen, sie zittert in denselben Schwingungen wie sein Körper — jetzt reißt er sich zusammen, gierig umgreifen seine nun wieder hungrigen Augen den kleinen Ball — die Gewohnheitsspieler, denen der schwerfällige blonde Mensch aufgefallen war, behaupten noch heute, seine Augen hätten die Kugel weiter und weiter geschoben. Warum soll die große Sehnsucht zum Leben nicht für einige Minuten das Schicksal hypnotisieren?

Hans Lohe gewinnt. Die Frau hinter seinem Stuhle zittert — er selbst sitzt in einer Stille, wie sie Sonntags in der Frühe die Felder haben, wenn ein einsamer Mensch zu ihnen betet. Er gewinnt unaufhörlich. Er spielt drei Spiele nicht. Dann gewinnt wieder der größte seiner Einsätze. Fast ist schon sein ursprüngliches Vermögen wieder vollzählig. Unachtsam hat er die Regung, in einem Augenblicke alles zurückzuziehen, nicht beachtet. Seine Blicke bannen die nervöse Hand des Croupiers, eine Hand wie die eines Toten, denkt Hans Lohe — da greift auch schon der Rechen nach seinem Rieseneinsatz — verloren. Ein ganzes Leben verloren! Er erhebt sich — tritt in das erste, ferne Licht des Morgens. Die Frau ist verschwunden.

Was weiß ein Dorfschullehrer von der „Menschlichkeit" des Kasinos, das lieber eine Rückfahrkarte opfert als die Selbstmordstatistik vergrößert? Selbstmord? Hans Lohe lächelt — weshalb? Es gibt hunderttausend leidende Menschen in einer einzigen Stadt. Vor Hans Lohe liegen drei Länder, in denen überall das Leben auf ihn wartet. Und hinter diesen drei Ländern liegt ein Dorf, weitab von der Welt. Mit zwei Kindern und einer Frau — er hatte sie vergessen. Sie sind das Leben und werden es weiter tragen in die kommenden hundert Jahre, die Hans Lohes Schicksal vergessen und immer neue Schicksale gebären . . .

Hans Lohe, für Vorüberkommende ein Herr im Smoking und ohne Hut, wandert seiner vor wenigen Tagen verlassenen Zukunft entgegen. Er wird oft verlacht und beschimpft. In einem Hause nimmt man ihn gut auf, in einem anderen muß er für ein Stück Brot Ställe säubern. Er tut alles, was man sagt. Ein halbes Jahr betreut er die Tiere in einem Wanderzirkus, als der Winter ihm den Weg abschneidet.

Dann ist er verschwunden. Mit wunden Füßen kommt er über das Gebirge, die Herbheit Deutschlands reckt die Hand nach ihm, und er folgt ihr immer weiter. Sein Smoking ist grau und zerfetzt. Bart und Haar sind verwildert, seine Augen hungrig geblieben, wie eine schöne Mutter sie ihm mit ins Leben gab. Hans Lohe hat es immer gesucht und nun gefunden, weil er ihm entgegengeht.

In manchen Nächten, die er durchwandert, hängt der Himmel voll unendlicher Versprechen in die Märchen, die er sich selbst zu erzählen weiß. Oftmals streichelt ihn am Tage die Sonne mit der Güte einer klugen Frau. Aber dann wieder umbellt ihn der Wind, schlägt ihm den Regen in das Gesicht wie ein mutwilliges Kind. Spät in der Nacht erreicht er das Dorf des Flachlandes. Nicht ein Hund schlägt an. Das Schulhaus steht in Stille und wartet auf die Kinder, das einzige Haus im Dorf ohne Strohdach. Er streichelt die Tür — und geht weiter. Bei ihm im Hause brennt Licht, er sieht durch das Fenster: die Frau ist über einer Arbeit in den Arm des Traums gesunken. Hunger und Müdigkeit quälen ihn. Hans Lohe setzt sich auf die steinernen Stufen und wartet auf den Morgen, der dieses Jahr rundet.

Er weiß, nun hat er das Leben gefunden.

Das Leben.

Und bleibt es nichts als zages Schwingenprüfen,
Und bleibt es nichts als tiefer, schwanker Flug,
Ach, niemals Weite, niemals Glanz genug.

Nur nicht vertaumeln! Heißt die Seele schweben —
Wir tragen, Sonnenvögel, in der Brust das Ziel,
Und Ahnung rauscht uns Herrlichkeiten viel!

Anne-Marie Neumann.

Das Auto.

Humoreske von **Olaf Bouterweck.**

Es gibt seltsame Menschen in der Welt. Treffliche Beispiele hierfür bietet die Familie des Herrn J. M. Seeliger in Berlin W. Schon Herr J. M. Seeliger selbst. Täglich geht er von seiner Wohnung in der Lützowstraße zum Potsdamer Platz, wo sich sein Bureau befindet; dabei sammelt er alle Haarnadeln, die auf der Straße liegen. Er hatte es vor kurzem auf 1278 Stück gebracht; sorgfältig in 27 verschiedene Systeme sortiert und katalogisiert, darunter 7 Gebrauchsmuster und zwei deutsche Reichspatente. Im Zeitalter des Bubikopfes immerhin eine Rekordleistung. — Sein Sohn Fritz interessiert sich dagegen leidenschaftlich für schwere Kriminalfälle. Die schwierigsten Sachen erledigt er sozusagen mit dem kleinen Finger; Sherlock Holmes ist, mit ihm verglichen, ein Detektivwaisenknabe. — Herrn Seeligers Frau wiederum ißt leidenschaftlich gern Sülze, und nur bei seiner Tochter Lissy könnte man darüber im Zweifel sein, ob sie eine größere Schwäche für Hüte und Pelze oder für Schmuck besitzt.

Bleibt noch Herrn Seeligers Schwiegersohn Hans, seines Zeichens Rechtsanwalt, der natürlich irgendwo in Berlin W. einige vornehme Bureauräume aber keine Klientel besitzt. Er ist sonst ein ganz netter Junge, nur leidet er sozusagen an — Auto-Suggestion, indem er leidenschaftlich für Autos schwärmt. Merkwürdig, was er mit Autos schon alles erlebt hat!

Als er gestern in sein Bureau gehen wollte, blieb er noch einen Augenblick in der Haustür stehen, um einen letzten trunkenen Blick auf den Sechssitzer zu werfen, dessen elegante, schnittige Linie ihn immer wieder aufs neue entzückte. Doch plötzlich stutzte Hans. An dem Vergaser schien etwas nicht in Ordnung zu sein; er tropfte. Der Chauffeur war, wie gewöhnlich, nirgends zu sehen; sicher saß er wieder einmal in der Kneipe. Als Hans die Motorhaube hochklappte, um nachzusehen, woran es lag, sagte hinter ihm eine Stimme: „Donnerwetter!"

Hans drehte sich um. Da stand Herr Bimmelfang (Web- und Wollwaren en gros, gegründet 1895). „Donnerwetter!" sagte er noch einmal. „Ein impertinent schöner Wagen!"

Hans nickte. — „Wie stark?" fragte Herr Bimmelfang.

„Fünfzehn — fünfundvierzig!" sagte Hans.

„Donnerwetter! Impertinent starker Motor!"

Wieder nickte Hans.

„Wissense —" fuhr Herr Bimmelfang fort — „ich selbst hab nur'n Kleinauto, 'ne sogenannte Nuckelpinne, verstehnse . . . Ganz schön, ja, aber so'n Sechssitzer, wissense . . . Impertinent, nich? Hach! ich möcht mit dem Wägelchen wohl mal ums Karree rumpritschen! Habense was dagegen?"

Hans hatte nichts dagegen.

„Au fein!" sagte Herr Bimmelfang. „Kommense! Steigense ein!"

„Nein" — wehrte Hans ab. Es war höchste Zeit, daß er in sein Bureau käme. Aber Herr Bimmelfang könne ja auch allein einmal „ums Karree rumpritschen".

„Na schön!" sagte Herr Bimmelfang und stellte den Anlasser an. Dann „pritschte" er los. Ums Karree. Oder doch nicht ganz. Denn an der nächsten Straßenkreuzung kam ihm ein schweres Lastauto in die Quere, und Herr Bimmelfang fuhr auf der falschen Seite. Dem Lastauto schadete es nichts, und dem Sechssitzer wurde nur der Kühler ein wenig eingedrückt. Erfreulicherweise war kein notizbuchzückender Schupo in Blickweite. So konnte der Chauffeur des Lastautos nach den üblichen und für solche Fälle vorgeschriebenen Schimpfworten seinen Weg fortsetzen. Auch Herr Bimmelfang lenkte den Sechssitzer auf seinen alten Platz zurück.

„Donnerwetter!" sagte er und kratzte sich die Glatze. Dumme Geschichte! Der Kühler, hm, so schlimm ist es ja wohl nicht? Was meinense: ob 100 Mark reichen werden?"

Hans glaubte es wohl.

Herr Bimmelfang zückte die Brieftasche, entnahm ihr einige Scheine und drückte sie Hans in die Hand. Dann verschwand er eiligst.

Hans auch. Es war höchste Eisenbahn; der „impertinent schöne" Wagen war ja n i c h t s e i n Auto . . .

Kleider aus Asbest.

Von **Ralph E. Juar.**

Die Alten wußten von einem unverbrennbaren Stoff, den man aus Felsen gewann und aus welchem man Tücher für die Könige herstellte. Die goldene Lampe der Athenestatue hatte einen unzerstörbaren Docht aus „karpagischem Flachs". Marco Polo erzählte schon im Jahre 1295 von den Tartaren, daß sie Kleider aus der Haut eines Salamanders trügen, der nur im Feuer lebte. In Wirklichkeit nannten die Tartaren den Stoff „Erdflachs". — Dieses geheimnisvolle Material, das schon die Alten kannten, ist tatsächlich ein kristalliner Stoff, schwer wie Felsengestein in seinem ursprünglichen Zustand, aber leicht und faserig, nachdem er durch eine chemische Behandlung geläutert worden ist. Es ist eben A s b e s t. Seit den jüngsten Tagen der Erde ruhte das Material fast unverändert zwischen anderen Gesteinsarten. Weder vulkanische Störungen, noch der Druck der auf ihm lastenden Massen konnten es wesentlich ändern. Die Temperatur bewirkte weder eine Ausdehnung noch eine Zusammenziehung. Wenn der härteste Felsen zersprang, oder durch Feuer schmolz, hielt es stand.

Wegen dieser wunderbaren Eigenschaft, daß Feuer ihm nichts anhaben kann, hat man es schon seit längerer Zeit zu allen möglichen Dingen verwendet. Mäntel für Feuerwehren, Kleider für die Arbeiter, die brennende Ölquellen bekämpfen oder im Kampf gegen brennende Wälder vor der gewaltigen Hitze einigermaßen geschützt sein müssen, hat man aus Asbest hergestellt. In Kalifornien gibt es Botenhunde, die ein Mäntelchen aus bestem Asbeststoff umgelegt erhalten, wenn sie durch Gegenden geschickt werden, in denen Waldbrände an der Tagesordnung sind. Ein europäischer Arbeiter, der in seiner Heimat in einer Asbestfabrik gearbeitet hatte, kam nach Kanada und arbeitete zusammen mit französischen Kanadiern. Als die Leute jedoch eines Tages sahen, daß der Arbeiter seine Strümpfe ins Feuer warf und sie nach einigen Augenblicken wieder heil, aber sauber hervorholte, glaubten sie, es, wenn nicht mit dem Teufel selbst, so doch mit einem Bösewicht zu tun zu haben, der mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns in persönlicher Verbindung stand, und weigerten sich, mit ihm zusammenzuarbeiten.

Fast überall trifft man heute Asbest in irgendeiner Form an. Elektrische Apparate, Matten für Fußböden, Leitungen für warmes Wasser oder für Dampf, Maschinenteile haben Decken aus Asbest und viele Dinge sind aus diesem sonderbaren Material hergestellt, das, einzig in seiner Art, zwischen uns und dem Dämon Feuer steht. Man könnte, wenn man wollte, ganze Häuser aus feuersicherem Asbest herstellen. Wände, Balken, Böden, selbst Tischtücher und Bettbezüge könnten aus dem Stoff angefertigt werden. Eine Stadt aus Asbesthäusern bestehend, könnte ihre Feuerwehr abschaffen, denn eine Feuersbrunst wäre vollkommen unmöglich. Während im Jahre 1905 Ford noch an seinem ersten Wagen experimentierte, versuchte man die Bremsen mit einem Material zu versehen, das, ohne sich zu entzünden, die bei der Reibung entstehende Hitze ertragen konnte. Man versuchte es mit Leder und Kamelgarnstoff, die jedoch glatt versagten. Schließlich nahm man Asbest als beste Lösung.

Im Uralgebirge, jenem an Mineralien so reichen Gebiet, wird ein großer Teil des zur Verwendung gelangenden Asbests gewonnen. Noch im Jahre 1876 holten es italienische Bergwerksarbeiter aus hoch in den Alpen gelegenen Gruben und brachten das Material auf Schlitten zu Tal. Aber die italienische Ausbeute war zu gering, um einem Weltbedarf zu genügen. Unter anderen Lagern fand man die gewaltigen Asbestläger bei Quebeck in Kanada. Allerdings waren die Fasern kürzer als die italienischen, aber einige waren doch lang genug, um gewoben zu werden. An manchen Stellen scheint eine ganze Felsenpartie faserig zu sein. Die Fasern fühlen sich seidig an.

Dann gelang es, auch die kurzen Fasern zu verwenden, indem man aus ihnen Schindeln herstellte. Heute kann man eine ganze Reihe von Dingen, selbst Kleider aus dem feuersicheren Material anfertigen. Wo immer das Feuer eine drohende Macht ist, in der Nähe der Hochöfen, oder der Schmelzöfen, in chemischen Werken und Laboratorien, sogar im Theater hat man zur Herstellung der Bühnenvorhänge in neuerer Zeit auf Asbest zurückgegriffen. Asbest beginnt sich sogar die Luft zu erobern, denn auch in Flugzeugen findet es nunmehr Verwendung.

Benjamin Franklin besaß eine Geldbörse aus Asbest, vermutlich um zu verhindern, daß ihm das Geld verbrannte. Es gab sogar einen Italiener, „Albonico", der auf den Gedanken kam, Staatspapiere aus Asbest herzustellen. Aus irgendeinem Grunde hat man jedoch die Idee wieder aufgegeben.

* Lustige Rundschau *

* **Der Journalist.** Ein Mann fand auf der Straße einen Hering, den ein Händler als Abfall fortgeworfen hatte. — Der Mann war Journalist mit Stoffmangel und schrieb einen Artikel mit folgender Überschrift: „Bekannter Kanalschwimmer soeben tot aufgefunden!"

Verantwortlicher Redakteur: J o h a n n e s K r u s e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.